

Kultur & Gesellschaft



«Faust» Der Film des Russen Alexander Sokurov feiert den Mythos und schwelgt in grossen visuellen Gesten. 25

Das junge Nomadenpublikum abholen

Vier Monate nach «Kulturinfarkt»: wie die Streitschrift von Pius Knüsel und Co. die Politik anstachelt.

Von Christoph Fellmann

«Ich habe den politischen Gremien angeboten, über das Buch zu reden», sagt Peter Haerle, Kulturchef der Stadt Zürich: «Aber das wurde nicht gewünscht.» Ähnlich in Luzern, da wechselte die Kulturchefin Rosie Bitterli Mucha mit dem Stadtpräsidenten «zwei, drei Worte» über den «Kulturinfarkt», diese Streitschrift, mit der vier Kulturmanager im Frühling für Aufsehen gesorgt hatten. Die Autoren, unter ihnen Pius Knüsel, inzwischen zurückgetretener Direktor der Pro Helvetia, hatten darin unter anderem die Schliessung jedes zweiten Museums und Theaters gefordert.

Andere Kulturchefs in anderen Regionen berichten allerdings von intensiven Diskussionen, die das Buch ausgelöst habe. Philippe Bischof in Basel sagt: «In der Debatte um unser neues Kulturleitbild war das Buch ein Thema. Ich hatte befürchtet, seine polemischen Thesen könnten durchschlagen, aber letztlich waren sie nicht einmal für die Sparpolitiker zu gebrauchen: Jedes zweite Kulturhaus zu schliessen, widerspricht der föderalistischen Realität in diesem Land, die ja von allen Parteien hochgehalten wird.»

Öffnen statt schliessen

Dass die kulturpolitische Diskussion leise war, heisst nicht, dass sie nicht stattgefunden hat. Und sie dreht sich in den letzten Monaten zunehmend um Themen, wie sie auch im «Kulturinfarkt» anklingen. So wird ebenfalls in Zürich und Luzern darüber nachgedacht, was es bedeutet, dass das kulturelle Angebot schneller wächst als die Budgets. «Die grosse Vielfalt zwischen Breite und Spitze wird geschätzt und von der Politik und Bevölkerung getragen», sagt Peter Haerle, «grundsätzlich aber gilt: Qualität statt Quantität. Wir hinterfragen ständig, welche Anreize richtig sind, damit hochwertiger produziert wird.»

Zwei Tendenzen bestimmen darum die aktuelle Kulturpolitik. Rosie Bitterli Mucha: «Es geht in Richtung höhere Qualität, also weg von der Giesskanne. Und es geht um eine Umverteilung des Geldes in die freie Produktion, also weg von den grossen Institutionen, die heute 90 bis 95 Prozent der Kulturbudgets erhalten» - Institutionen wie Museen, Opernhäuser, Stadttheater. So wird in Luzern derzeit die Zukunft des Stadttheaters diskutiert - und die freie, jahrelang marginalisierte Szene sitzt mit am Tisch. Am Theater Basel erhielt eine freie Gruppe für die nächste Saison eine Residenz. Das zeigt: Niemand ist daran interessiert, die Institutionen zu schliessen. Oder wie es Hans Ulrich Glarner sagt, Kulturbeauftragter im Aargau: «Man löst Probleme nicht, indem man sie halbiert.»

Die althergebrachten Institutionen sollen sich nicht auflösen, sondern sie sollen sich öffnen. Gerade das sei eine grosse Schwäche des «Kulturinfarkts»,

Knüsel hat die Knacknuss der Kulturpolitik übersehen: die Zukunft der Institutionen - und ihr Potenzial.

sagt Bischof, der derzeit an neuen Konzepten für die Museen und Orchester der Stadt Basel arbeitet: «Es verliert kein einziges Wort über die Zukunft und die Aufgaben der Theater, der Museen oder Konzerthäuser.» Es gehe aber genau um diese Fragen: «Wie schaffen die Institutionen den Anschluss an die neuen, performativen Darstellungsformate? Wie ersetzen sie ihr altes Abo- durch ein jüngeres Nomadenpublikum, und wie gehen sie mit der Digitalisierung um? Welchen Auftrag und welche Qualität haben sie, und wie werden sie finanziert?»

Kunsthhaus und 400asa

In Zürich bestätigt Peter Haerle: «Wir möchten jetzt den Neubau des Kunsthhauses realisieren. Aber wir planen ganz sicher nicht, zugunsten der etablierten Institutionen die freien Kredite runter-



Junges - und auch älteres - Publikum applaudiert begeistert im Theater. Foto: Ullstein Bild

zufahren, im Gegenteil.» So freut er sich über die Entwicklung der Zürcher Festspiele. «Da gab es zwei Möglichkeiten», sagt er: «Wir hätten sagen können, das ist angejährt und erstarrt und bringt nichts mehr. Stattdessen drängten wir auf Öffnung und Erneuerung. Mit dem Resultat, dass die Institutionen zusammenarbeiten und dass mit Gruppen wie 400asa oder Forced Entertainment auch die freie Szene für ein hochstehendes Programm sorgt.»

Die Zukunft der Theater, Museen und Orchester ist aber nur eine Pendenz. Die Kulturchefs antworten sehr unterschiedlich auf die Frage nach den grossen Herausforderungen. Glarner betont, wie wichtig es sei, durch Vermittlung noch viel mehr Leute auch für anspruchsvolle Kunst zu gewinnen. Rosie Bitterli Mucha sagt, das Potenzial des kreativen Milieus für die Stadtentwicklung sei in der Politik noch überhaupt nicht erkannt. Und Bischof glaubt, dass das Crowdfunding den Zugang des Publikums zur Kultur verändern werde: «Wir stehen da ganz am Anfang, über Crowdcontenting spricht hier noch kaum jemand.» Die Öffentlichkeit könne also zu den Inhalten beitragen und zum Beispiel auf Facebook ein Theaterstück generieren.

Partizipation der Migranten

Den Basler Kulturchef beschäftigt aber auch, dass sich ein Drittel der Stadtbevölkerung «nicht zu einem Prozent» in den Kulturinstitutionen abbilde: die Migranten. Dabei sei es im politischen und ökonomischen Interesse der Kultur, sie zu erreichen. Natürlich gehe es um Partizipation, nur: «Wie machen wir das, ohne es gut zu meinen und neue Ghettos zu schaffen?» Seine beispielhafte Antwort ist wohl zu klein, um eine Antwort zu sein, aber das Vermittlungsprojekt in der Kunsthalle zeigt, wie es gehen könnte: «Eine Schulklasse drehte einen Film über die Einrichtung einer Ausstellung. Für die Filmvernissage trommelten die mehrheitlich ausländischen Schüler per SMS ihre Kollegen zusammen; es war, als finde im Museum ein Fest statt.» Fête statt heilige Werkbeachtung: Vielleicht erwacht dabei ja das Interesse für die Kunst.

Empörung und Selbstkritik nach dem «Kulturinfarkt»

«Die Thesen des Buches köcheln weiter»

Der «Kulturinfarkt» werde die Kulturförderung ändern, sagt Rolf Keller, Leiter des Studiengangs Kultur-Management der Uni Basel.

Mit Rolf Keller sprach Christoph Fellmann

Herr Keller, wie stark wurde der «Kulturinfarkt» in der Kulturpolitik zur Kenntnis genommen?

Stark, es wird in Diskussionen immer wieder darauf Bezug genommen. Das Buch entwickelt einen Impact, wenn auch nur unterschwellig.

Inwiefern?

Die spontane Reaktion auf das Buch war Ärger, Verdrutztheit und vehementer Protest. Mittlerweile hat sich die Diskussion versachlicht, aber die Thesen des Buches köcheln unter ihrer Oberfläche weiter.

Haben auch Finanzpolitiker das Buch gelesen?

Soweit ich das beobachte, ist es eine kulturinterne Debatte. Aber natürlich wurde auch in der breiteren Politik bemerkt, dass eine Debatte stattgefunden hat. Und da gibt es die Befürchtung, dass vom Buch nur die Schlagworte hängen bleiben, die Forderung etwa, die Hälfte aller Museen und Theater zu schliessen.

Wie wahrscheinlich ist es, dass diese Schlagworte zu Realpolitik werden?

Ich habe da keine grosse Angst. Abgesehen von den Schlagworten: Welche Thesen des Buches werden, wie von Ihnen beschrieben, in die reale Kulturpolitik sickern? Das Buch hat die Aufmerksamkeit für die These enorm verstärkt, dass im Kulturangebot ein gewisser Überfluss besteht,

und das wird sich auswirken. Auch ist es so, dass viele Leute in der Kultur- und Förderpolitik das Buch zum Anlass genommen haben, ihre Praxis zu hinterfragen.

Wirklich? Die meisten Kulturleute waren über das Buch vor allem empört.

Spontan ja - und in vielen Teilen ja auch zu Recht. Aber viele Leute, die ich kenne und die das Buch wirklich gelesen haben, sind in einigen Punkten schon nachdenklich geworden. Ein bereits vorhandenes Unbehagen wurde bestätigt.

Welches Unbehagen?

Man fragt sich durchaus, ob man nicht dazu beiträgt, eine Überproduktion zu fördern. Ob man nicht zu einseitig nach den Bedürfnissen der Anbieter - der Kulturschaffenden - fördert und zu wenig nach denen des Publikums. Und ob zu viel Fördergeld in die Kulturverwaltung und ins Kulturmanagement geht und zu wenig in die eigentliche Produktion von Kultur. Das Buch hat durchaus die Selbstreflexion darüber verstärkt, ob das, was man fördert, tatsächlich einem Bedürfnis entspricht.

Wird sich also die Förderpraxis ändern?

Es besteht ein gewisser Konsens, dass man in der Förderung mehr Schwerpunkte setzen sollte. Die Giesskanne wird nicht verschwinden, aber sie wird etwas weniger voll sein. Ebenso gibt es die Tendenz, den Nachwuchs sowie die freie Produktion ausserhalb der grossen Institutionen stärker zu fördern. Denn die Innovationen kommen nun mal eher aus diesen Bereichen. Aber damit wir uns richtig verstehen: Der «Kulturinfarkt» hat diese Trends nicht ausgelöst, er hat sie allenfalls bestätigt.

Ein Konsens darüber, was alles stärker gefördert werden sollte, ist ja schön. Weniger schön ist der

Konsens des Schweigens darüber, was nicht mehr gefördert werden soll.

Es stimmt, die Kulturbudgets werden nicht in dem Mass wachsen, das nötig wäre, um all die Forderungen nach mehr Geld hier und mehr Geld da zu erfüllen. Also muss es auch harte Schnitte geben. Es ist ganz leicht, sich hier mit Provokationen zu profilieren - aber ganz schwer, pauschale Aussagen zu machen, wo diese Schnitte effektiv gemacht werden sollten. Letztlich geht es darum, jedes einzelne Angebot zu überprüfen: Entspricht es noch einem Bedürfnis? Entfallt es noch eine Wirkung?

Ist die Kulturszene bereit dafür?

Ja, natürlich, sie hat all die Leistungsverträge ja unterschrieben, die dazu dienen, die Qualität und Wirksamkeit eines Angebots zu überprüfen. Diese Evaluationen sind eine Folge der Professionalisierung in der Kultur und längst akzeptiert.

Was heisst das für die Institutionen wie grosse Museen und Theater?

Sie müssen sich öffnen und flexibler werden. Die Überalterung ihres Publikums ist eine riesige Herausforderung. Ihr Problem ist, dass die Kultur gerade dabei ist, institutionelle Grenzen niederzureissen - zwischen Sparten, zwischen Publika, zwischen analoger und digitaler Welt. Die grossen Häuser, die rund 90 Prozent der Fördergelder erhalten, sind klar gefordert, diesen Generationenwechsel mitzumachen.



Rolf Keller
Der Kulturmanager präsidiert auch das Aargauer Kuratorium, das über Fördermassnahmen und Auszeichnungen im Kanton Aargau entscheidet.